



SASHA
PEYTON SMITH

THE
ROSE
BARGAIN



HOF DER DORNEN

Ravensburger

Sasha Peyton Smith

The Rose Bargain

Hof der Dornen

SASHA
PEYTON SMITH

THE
ROSE
BARGAIN



HOF DER DORNEN

Aus dem Englischen von
Sarah Heidelberger

Ravensburger



Deutsche Erstausgabe
© dieser Ausgabe: 2026 Ravensburger Verlag GmbH,
Postfach 2460, D-88194 Ravensburg
Published in agreement with the author,
c/o Creative Artists Agency, London, United Kingdom

Die englische Originalausgabe erschien erstmals 2025
unter dem Titel »The Rose Bargain«.
Published by Electric Monkey/HarperCollins UK

Umschlag- und Farbschnittgestaltung:
Alexander Kopainski unter Verwendung von Bildern
von Shutterstock (483128710, 2561963273, 2573582211)
und CGTrader (© ozzik3d, © vlad-bochko, © voronzov)

Übersetzung: Sarah Heidelberger
Lektorat: Elena Bruns

Alle Rechte vorbehalten.
Der Nutzung für Text- und Data-Mining
wird ausdrücklich widersprochen.

ISBN 978-3-473-58693-6

ravensburger.com/service

Für Emilie.
Ohne dich würde ich das alles niemals schaffen.
Nicht, dass ich überhaupt wollte.

DAMALS





1471

DER ROSENKRIEG

Als die Frau am Waldrand erschien, war König Edwards Gesicht schlamm- und blutverschmiert. Bei ihrem Anblick ließ er zum ersten Mal an diesem Tag das Schwert sinken.

Dann fiel er auf die Knie.

Die Gerüchte, dass die *Anderen* in den Krieg verwickelt waren, kursierten bereits, seit dem ersten Bannerherrn aus den Midlands ein Schwert in den Bauch gerammt worden war. Wie leicht es gewesen war, sie als Gerede abzutun. Es musste doch andere Erklärungen geben! Für die plötzlichen Wetterwechsel, die Schafherden, die man gehäutet und geköpft auf ihren Weiden gefunden hatte. Doch all jene, die von ihren Großmüttern gelernt hatten, einen Wald niemals ohne Stechpalmenzweig in der Tasche zu betreten, wussten es besser. Wussten es seit Monaten, Jahrzehnten, Generationen.

So, wie sich die griechischen Götter während des Trojanischen Kriegs in die menschlichen Belange eingemischt hatten, bereitete es auch den *Anderen* Vergnügen, ihre Spielchen mit den Konflikten der Sterblichen zu treiben.

So nannte man sie damals noch. Die *Anderen*.

Das Haus Lancaster und das Haus York hielten sich jeweils für

den rechtmäßigen Nachfolger des Hauses Plantagenet. Aber ein Land kann keine zwei Könige haben, und da keine Seite bereit war, sich dem Anspruch der gegnerischen Partei auf die Krone zu beugen, wurden die Banner gehisst und die Klingen gewetzt.

Der Krieg war so brutal, wie Kriege eben sind. Sinnlos und grausam. Nach dem ersten Jahr war der englische Boden gesättigt mit Blut. Doch damit war es noch lange nicht vorbei. Es ging weiter und immer weiter, nahm kein Ende – wie die langen Reihen der Bauern, die im Takt der Trommelschläge in ihr Verderben marschierten.

Erst mit der Schlacht von Barnet wendete sich das Blatt. Jedes Schulkind auf den Inseln kennt die Geschichte, und wer sie nachlesen will, braucht nur die Marmorblöcke vor dem Buckingham-Palast zu besuchen, in die sie eingemeißelt ist. Es ist die Geschichte des Tages, an dem Königin Moryen ganz England rettete. Und sie geht so:

Das Schlachtfeld stand in Flammen, und Edward war verzweifelt.

Noch heute scheiden sich die Geister daran, ob es der Duft eben jener Verzweiflung oder der des Blutes war, der sie herbeirief.

Letztlich zählt ohnehin nur eins: Sie kam.

Es heißt, als sie durch das Getümmel schritt, habe sich vollkommene Reglosigkeit über das Schlachtfeld gesenkt. Ihr zartes Gewand, so weiß wie ein Leichentuch, bauschte sich und verfing sich im Laub. Ihr Haar hatte die Farbe von Onyx und ihre Augen waren sogar noch schwärzer. Ihre Haut leuchtete gespenstisch blass und ihr Gesicht, das wie gemeißelt schien, war so schön, dass ihr Anblick die Wirkung eines Faustschlags hatte. Einige Männer gingen um Atem ringend zu Boden, so schwer zu ertragen war Moryens Schönheit für gewöhnliche Sterbliche.

In ihren Seidenschuhen schritt sie über das Schlachtfeld – langsam und gelassen, als wäre sie sicher, dass ein jeder hier auf sie warten würde.

Vor dem niederknienenden Edward blieb sie stehen.

»Steh auf«, befahl sie ihm, und er gehorchte. »Ich bin gekommen, um zu helfen.«

Er nickte stumm und voller Dankbarkeit. Tränen hinterließen helle Streifen im Dreck auf seinem Gesicht.

Moryen beugte sich zu ihm. Ihr vollkommenes Profil zeichnete sich klar vor dem ascheschweren Rauch ab, der über dem Schlachtfeld hing. Dann flüsterte sie ihm etwas ins Ohr.

Das Gespräch dauerte nicht lang. Was immer sie ihm auch anbot – er ging bereitwillig darauf ein.

Am Ende zog sie einen Dolch aus ihrem Gürtel und ritzte Edward damit die Handfläche auf. Der Handel war geschlossen.

Auf der anderen Seite der Lichtung fiel Henry VI. tot um.

England hatte einen neuen König: Edward IV.

Die Lancasters kehrten nach Hause zurück, während die Anhänger des Hauses York die ganze Nacht lang wie von Sinnen ihren Sieg feierten.

Die geheimnisvolle Fremde aber achtete nicht weiter auf sie. Sie hatte sich in ihrer von schneeweißen Pferden gezogenen Kutsche längst auf den Weg gemacht. Sie hatte es eilig – schließlich hatte sie eine Krönungszeremonie zu planen.

Vierundzwanzig Stunden und exakt eine Minute später war auch Edward IV. tot. Er schloss die Augen und fiel zu Boden, als wäre der Faden durchtrennt worden, der ihn ans Leben band.

Sie hatte versprochen, dass Edward König sein würde – wie lange seine Regentschaft dauern würde – darüber hatte sie kein Wort verloren.

Und so bestieg Königin Moryen von den *Anderen* den Thron im Eltham-Palast, auf dem Kopf eine Krone und auf den Lippen ein Lächeln.

Wer es wagte, Hand oder Schwert gegen sie zu erheben, war auf

einmal unfähig, auch nur einen Finger zu rühren. Als wäre schon der bloße Gedanke verboten.

Der Krieg war vorbei.

Britannien hatte eine neue Königin.

Unumgänglich. Unbesiegbar. Unsterblich.

HEUTE





KAPITEL 1

LONDON, FEBRUAR 1848

Seit acht Tagen ist Lydia nun verschwunden, und ich befürchte zunehmend, dass unsere Eltern morgen früh aufwachen und auch mein Bett leer vorfinden werden.

Ein Geräusch in der dunklen Gasse zu meiner Linken lässt mich zusammenfahren, aber es ist nur eine Ratte, die einen Haufen Unrat durchwühlt.

Seit Meilen schon laufe ich zitternd durch die Stadt. Achte nicht auf die Unverschämtheiten, die mir die Männer nachrufen. Steige über halbtote Bettler hinweg. Meine Eltern sagen, ich bräuchte kein Mitgefühl mit ihnen zu haben. Dass sie dieselbe Chance auf einen Handel mit der Königin hatten wie wir alle. Aber heute Nacht fällt es mir schwerer als sonst, sie zu ignorieren.

Zumeist beschränkt sich meine Freiheit auf Spaziergänge durch den Park, eingehakt bei meiner Mutter, oder Fahrten im Schutz der samtgepolsterten Wände unserer Familienkutsche. Aber was es mir an Erfahrung ermangelt, mache ich durch Selbstbewusstsein wett. Wobei ich inzwischen so durchgefroren und fernab von allen mir bekannten Wegen bin, dass besagtes Selbstbewusstsein zunehmend zu wünschen übrig lässt.

Ich hatte mir überlegt, dass es ungefährlicher wäre, mich an die Hauptstraßen zu halten, anstatt allein durch den nachtschwarzen Hyde Park zu huschen. Aber es hat gereicht, ein einziges Mal falsch in eine der gewundenen Seitenstraßen abzubiegen, um hoffnungslos die Orientierung zu verlieren. Selbst die Gaslampen flackern hier nur schwächlich vor sich hin. Kohlenstaub hängt schwer in der schneidend kalten Februarluft und dämpft das ohnehin schon schummrige Flammenlicht noch mehr. Ich streife die Kapuze meines Umhangs ab und blicke in den Himmel empor, um zu versuchen, meine Position zu bestimmen. Im Norden liegt Cassiopeia, aber die Sterne sind so schlecht zu erkennen, dass ich nicht sicher bin. Eine aufsässige Träne rinnt mir aus dem Augenwinkel und fließt meine Wange hinab.

Tagelang habe ich Lydias Zimmer durchsucht, habe vergeblich darum gebetet, einen Hinweis auf die Hintergründe ihres plötzlichen Verschwindens zu finden. Es ist, als hätte sie sich in Luft aufgelöst. Aber ich bin nicht bereit, das hinzunehmen.

Sobald Mama, Papa und die traurigen Überbleibsel unseres Personals heute zu Bett gegangen waren, habe ich meinen Umhang übergestreift, mich in Papas dicksten Schal gehüllt und bin in die Nacht davongeeilt.

Mag sein, dass ich mutig bin wie die Ritter in den Geschichten, die Lydia und ich als kleine Mädchen gelesen haben – edelmütig und angetrieben von meiner Liebe. Vielleicht will ich aber auch einfach nur etwas anderes spüren als das lähmende Grauen, das mich seit dem Verschwinden meiner Schwester erfüllt.

Die Polizei sagt, sie sei entweder mit einem Verehrer durchgebrannt oder tot. Aber wenn sie vorgehabt hätte durchzubrennen, dann hätte sie mir davon erzählt. Und wenn sie tot wäre, würde ich es spüren. Es gibt kein mögliches Universum, in dem das Herz meiner Schwester seinen letzten Schlag tut und ich unverändert weiterlebe.

Ich biege in die nächste Gasse ab. Der Atem steht mir in weißen Wölkchen vor dem Mund, während ich weiterlaufe.

Als ich endlich erkenne, wo ich mich befinde, atme ich erleichtert auf.

In nicht allzu weiter Ferne klaffen die Tore des Kensington-Palasts auf wie ein hungriges Maul, links und rechts flankiert von den dunklen Schatten der königlichen Wache.

Ich streiche mit dem Daumen über die kühle Oberfläche der Halskette tief in der Tasche meines Umhangs, als handle es sich um einen Talisman. Ich muss klug vorgehen, vielleicht noch einmal den Hyde Park umrunden und mich von hinten hineinschleichen. Ich brauche dem Palast ja gar nicht allzu nahe zu kommen, nur bis zu den Bäumen, die ihn säumen.

Meine Füße sind längst taub, aber ich muss weiterlaufen, wenn ich nicht den Verdacht der Wachen erregen will, in deren Sichtweite ich mich nun befinde.

Als Lydia und ich jünger waren und unsere Familie noch im Besitz des Landhauses in Oakham war, verbrachten wir den ganzen Sommer im Wald, fingen Frösche oder bauten kleine Häuser aus Blättern für die Entenküken. Unsere Beine waren vollkommen zerkratzt, die Haare zerzaust und voller kleiner Zweige. Abend für Abend kehrten wir erst nach Hause zurück, wenn der Mond aufging und die Fledermäuse herauskamen. Um zu verhindern, dass Mama uns ausschimpfte, schlichen wir uns durch die Küche hinein, wo wir von der alten Mrs. Osbourne erwartet wurden, unserer Köchin, die überaus nachsichtig mit uns war. Mrs. Osbourne war der älteste Mensch, der mir je begegnet war, und während sie unsere Beine verband und uns Zitroneneis zusteckte, erzählte sie uns Geschichten. Von allen am liebsten hörten wir die über die *Anderen*.

Sie las uns aus einem alten, in zerfransten salbeigrünen Stoff gebundenen Buch mit abgestoßenen Ecken vor. Besonders gut gefiel mir

die Vorstellung, dass es Feenportale gab. Den Geschichten zufolge konnten besonders gerissene Leute die *Anderen* dazu bewegen, die Durchgänge zwischen unseren Welten, die sich meist in knorrigen alten Bäumen verbargen, zu öffnen, indem sie Gegenstände, die ihnen viel bedeuteten, auf der Schwelle ablegten.

Ich bettelte Lydia an, es zu versuchen. Wir fanden einen gedrungenen Weißdornbaum, zwischen dessen Wurzeln wir die Halsketten ablegten, die wir als Wiegenkinder getragen hatten. An der einen hing ein kleiner, perlenbesetzter Anhänger in Form eines »L«, an der anderen ein »I«. Inzwischen waren wir so groß, dass uns die Ketten nicht mehr passten, deswegen hatten wir sie an unsere Bettpfosten gehängt.

An jenem Tag platzte ich fast vor Aufregung, sah ständig aus dem Fenster, weil ich hoffte, vielleicht einen Blick auf *sie* erhaschen zu können.

Am nächsten Morgen rannten Lydia und ich über den taunassen Rasen und wühlten mit unseren kleinen Kinderhänden in der Erde am Fuß des Weißdorns. Die Ketten waren verschwunden.

Ich sprang auf und jubelte vor Freude so laut, dass unsere Mutter in den Garten marschiert kam und zu wissen verlangte, warum ich einen solchen Krach machte, dass sie schon Kopfschmerzen bekäme. Da erzählte ich ihr alles. Anschließend stapfte sie wortlos in die Küche und zwang Mrs. Osbourne, ihr salbeigrünes Buch zu verbrennen. Ich war damals erst sechs und ahnte noch nicht, dass es verboten war, derlei Bücher zu besitzen. Tagelang konnte ich nicht aufhören zu weinen.

Ein Jahr später fand ich ganz hinten in Lydias Schrank ihre Halskette. Als ich sie zur Rede stellte, verkündete sie mit in die Hüften gestemmtten Fäusten, sie sei zwei Jahre älter als ich und habe keine Zeit für Kinderkram wie Magie, und auch ich solle gefälligst endlich aufhören, mich damit zu befassen.

Es war ihr erster großer Verrat von dreien.

Dann rannte sie auch schon aus unserem Zimmer, sodass mir keine Zeit blieb, zu fragen, warum wir die zweite Halskette nie gefunden hatten – oder ob sie in jener Nacht ebenfalls die Silhouette eines Mannes zwischen den Bäumen gesehen hatte.

Ein eiskalter Windstoß fegt durch die Straße und wirbelt trockenes Laub auf. Die blonden Locken flattern mir ums Gesicht und ich raffe den Ausschnitt meines Umhangs fester zusammen.

Die Geschichten aus Mrs. Osbournes Büchern stammten aus einem England, in dem die *Anderen* tun und lassen konnten, was sie wollten. Königin Moryen will uns glauben machen, sie und ihr Sohn wären die einzigen ihrer Art, die heute noch unter uns leben. Aber von irgendwoher sind sie gekommen, und ein Portal, das verschlossen wurde, kann auch wieder geöffnet werden.

Nach Norden zu unserem alten Zuhause in Oakham kann ich nicht, und auch nicht zu dem Gedenkort auf dem einstigen Schlachtfeld von Barnet. Aber wenn es in London ein Portal gibt, müsste es sich nicht in den Bäumen rund um die Residenz der Königin befinden? Ich könnte es mir nicht verzeihen, es nicht zu versuchen.

Ich mache kehrt zum öffentlichen Eingang des Parks, wo die Menschen sonntags Schlange stehen, um ihren Handel zu schließen. Die Bäume erheben sich wie dunkle Geister in den Nachthimmel, einer sieht aus wie der andere. Da sich keiner von ihnen abhebt, werde ich bei meiner Entscheidung den Zufall walten lassen. Ich schließe die Hand um die Kette in meiner Tasche.

Ein Schemen löst sich aus der Finsternis. »Wer ist da?«, ruft eine der Palastwachen.

Ich fluche in mich hinein, lasse die Halskette meiner Schwester zwischen die Wurzeln des nächstbesten Baumes fallen und laufe los, renne den Weg entlang und über eine weitläufige Rasenfläche. Dann biege ich scharf links ab, fort vom Palastgelände und zurück auf die Straße.

Plötzlich wird die Stille vom Rumpeln von Wagenrädern auf den Pflastersteinen durchbrochen.

Ich mache einen Satz nach hinten, hoffe, mich rechtzeitig in den Schatten verbergen zu können, habe die Rechnung aber ohne den losen Stein gemacht, an dem sich mein Stiefel verfängt.

Ich gerate ins Stolpern und stürze. Mit der Schläfe pralle ich gegen den Randstein, und dann liege ich schlaff wie eine Lumpenpuppe in der Gosse.

Anfangs ist da noch ein greller, scharfer Schmerz. Dann nichts als Dunkelheit.



Blinzelnd komme ich wieder zu Bewusstsein. Wie lange ich wohl hier gelegen habe? Neben mir steht eine Kutsche, in der eine schattenumhüllte Gestalt sitzt.

»Ich habe ein Messer«, flüstere ich panisch.

Dass es sich dabei nur um ein Küchenmesser handelt, das ich mir in den Stiefel geschoben habe, an den ich gerade ohnehin nicht gelange, verschweige ich lieber, ebenso wie den Umstand, dass es viel zu stumpf ist, um echten Schaden anzurichten.

»Und damit wollen Sie mich erdolchen?«

»Kommt drauf an.«

»Und worauf?«

Etwas Warmes rinnt über mein linkes Auge und mir verschwimmt die Sicht. Als ich danach taste, ist meine Hand blutverschmiert.

Der Fremde in der Kutsche gibt einen leisen Fluch von sich, tritt zu mir herab und streift dabei seinen Mantel ab. »Hier, nehmen Sie. Erdolchen können Sie mich später immer noch.«

Er drückt mir den Mantel auf die Schläfe. Der Stoff ist noch warm, und ich muss mich zusammennehmen, um nicht vor Erleich-

terung aufzuseufzen, so gut tut mir die kurze Atempause von der Kälte.

»Geht es Ihnen gut?«, fragt er.

»Nun ja, Sie haben mich gerade mit Ihrer Kutsche gerammt«, erwidere ich mit schwacher Stimme.

»Ich habe Sie nicht gerammt, Sie sind gestolpert.«

»Aber nur, weil ich verhindern wollte, dass Sie mich über den Haufen fahren mit Ihrem ... Ihrem ...« Ich mustere die Kutsche, die gewaltige Ausmaße hat und über mindestens sechs Sitzplätze verfügen muss. Die Polster sind aus schwerem Samt, die Beschläge aus poliertem Messing. »Ihrem Ungetüm«, beende ich meinen Satz.

»Als wäre ich hier derjenige, der durch finstere Gassen schleicht.«

»Ich schleiche nicht, ich habe mich verirrt.«

»Wohin wollen Sie denn? Vielleicht kann ich helfen.«

Man mag mir vieles vorwerfen können, aber immerhin bin ich bereit, mir einzugestehen, wenn eine Mission gescheitert ist. »Belgrave Square«, antworte ich. Meine Wohnadresse.

Der Fremde gibt dem Kutscher ein Zeichen, der zur Bestätigung, das nächste Ziel vernommen zu haben, nur knapp nickt.

Zögernd, aber auch erleichtert, nicht länger durch die Kälte irren zu müssen, lasse ich mir von dem Fremden in die Kutsche helfen.

Die Pferde wiehern und das Ungetüm setzt sich ruckelnd in Bewegung. Als wir in einem großen Bogen auf eine der Hauptdurchfahrtstraßen holpern, gleitet der Lichtkegel einer gelben Straßenlaterne durchs Fenster. Der Fremde streicht sich sein zerzaustes Haar aus der Stirn, und auf einmal trifft mich die Erkenntnis wie ein Faustschlag. So schwindelig mir von meinem Sturz auch ist – dass meine Welt auf einmal ins Wanken gerät, hat einen anderen Grund.

Denn den jungen Mann mit dem fein geschnittenen Gesicht, der mir gegenüber sitzt und mich besorgt mustert, habe ich schon Hunderte Male gesehen. Auf Porträts. In überfüllten Konzertsälen. Aller-

dings wirkt er heute jünger als üblich, denn sonst trägt er stets steife Krawatten und eine makellose Frisur. Heute fällt ihm sein Haar in dunklen Wellen in die Stirn und verdeckt teilweise seine grünbraunen Augen. Aber die hohen Wangenknochen, das markante Kinn und die vollen Lippen sehen genauso aus wie immer.

Prinz Emmett.

»Ihr seid das?« Ich blinzele.

Ein irritiertes Lächeln gleitet über seine Lippen. »Wer?«

»Ihr seid Prinz Emmett.«

»Offenbar haben Sie sich bei Ihrem Sturz schwerer verletzt, als es den Anschein machte«, erwidert er. In seiner Stimme schwingt ein Anflug von Zerbrechlichkeit mit.

»Ich weiß genau, wer Ihr seid! Leugnen ist zwecklos.«

Er mustert mich scharf. »Wir begegnen uns nicht zum ersten Mal.« Er formuliert es nicht als Frage.

Aber er irrt sich. Ich kenne ihn nur aus der Ferne, das aber gut genug, um mir sicher zu sein. Ganz abgesehen von der Geschichte mit Lydia.

»Lady Benton.« Ich neige den Kopf, um eine Verbeugung anzudeuten, aber er scheint meine sarkastische Haltung hinter der Geste zu spüren und verzieht die Lippen zu einem spöttischen Lächeln. »Zweitgeborene Tochter der Marquise von Townshend«, füge ich hinzu.

»Gelten Sie nicht als verschollen?«, fragt Prinz Emmett. »Mir sind Gerüchte zu Ohren gekommen.«

Ich schüttele den Kopf. »Nein, ich bin die andere Tochter. Ich suche nach meiner Schwester. Deshalb war ich um die Zeit noch unterwegs.« Das Gefühl, versagt zu haben, versetzt mir einen unangenehmen Stich. Der Kensington-Palast verschwindet bereits hinter uns in der Ferne. Ich habe Lydias Kette für nichts und wieder nichts in den Dreck geworfen.

»Ah ja, die jüngere Schwester.« Er macht eine vage Geste in Rich-

tung meines Gesichts. »Die Ähnlichkeit ist kaum zu übersehen. Sie haben die gleichen Augen.«

»Es überrascht mich, dass Ihr Euch noch an sie erinnert«, erwidere ich steif.

»Und Sie glauben, sie ist irgendwo dort draußen?«, fragt er, ohne auf meine Spitze einzugehen.

»Ja. Ich kann es nicht genau erklären, aber ich bin sicher, dass ich es spüren würde, wenn ihr etwas zugestoßen wäre.«

Prinz Emmett mustert mich mit einer Ruhe, die mich aus dem Konzept bringt. »Spüren, sagen Sie?«

Die Kutsche jagt um eine Ecke und wir werden durchgeschüttelt.

»Das versteht Ihr nicht.«

»Vielleicht ja doch«, entgegnet er. »Immerhin habe ich einen Bruder.«

Es überrascht mich, dass er Prinz Bram als seinen Bruder bezeichnet.

Emmetts Stand als Prinz ist auch heute noch, fast zwei Jahrzehnte nach seiner Geburt, eines der liebsten Themen der Tratschmäuler im ganzen Land. Er ist der Sohn von Königin Moryens Gatten, dem Prinze gemahl Edgar, und seiner ersten, menschlichen Frau, die im Kindbett verstarb. Die Königin hat Emmett an seinem achten Geburtstag legitimiert, allerdings weiß bis heute niemand, ob sie es aus Liebe zu ihm tat oder um damit ihrem Gatten einen Gefallen zu tun. Vielleicht verfolgte sie auch gänzlich andere Motive.

Über seinen Namen wird in Salons in der ganzen Stadt getuschelt. *Dieser Wüstling von Prinz! Kann er sich nicht ein Beispiel an seinem lebenswürdigen Bruder Bram nehmen?* Stets kommen neue Gerüchte darüber auf, mit wem er sich nun schon wieder bei welchem gesellschaftlichen Ereignis, das er gnädigerweise mit seiner Anwesenheit beehrt hat, blicken ließ. In der vergangenen Saison gab es den Skandal rund um ein Küchenmädchen und ein Treffen in Lord Tre-

maines Rosengarten. Einen Monat später wurde er gemeinsam mit der mittleren Tochter von Duke Cambere hinter dem Vorhang in dessen Arbeitszimmer erwischt. Und letzte Woche erst hörte ich Mutter etwas über eine Ballerina murmeln. Und wie er Lydia während ihrer ersten Ballsaison behandelt hat! Noch heute brennt mir das Gesicht vor Wut, wenn ich nur daran denke. Ich war zwar nicht dabei, aber sie hat mir alles genau erzählt, nachdem sie tränenüberströmt nach Hause zurückgekehrt war.

Wenn er nicht gerade den Ruf junger Frauen ruiniert, erregt er Aufsehen mit seiner Weigerung, sein Studium in Oxford aufzunehmen, oder mit orgienähnlichen Jagdausflügen in Gesellschaft seiner Freunde, alles ebenfalls Lords und Zweitgeborene.

Der Prinz sieht mich an, und zum ersten Mal spüre ich die geballte Macht seines Blickes auf mir ruhen. Wann immer ich ihm über den Weg gelaufen bin, hat er ein mürrisches Gesicht gezogen. Jetzt ist davon nichts zu erkennen. Seine Augen sind von einem ungewöhnlichen Grünbraun, in dem ein Feuer blitzt, und umrahmt von dunklen Wimpern. Aus dieser Nähe kann ich die feinen Sommersprossen auf seiner Nase erkennen. Das edle Gesicht hinter der gelangweilten Miene fällt mir heute zum ersten Mal auf. Aber er *ist* gutaussehend. So sehr, dass es mir fast den Atem verschlägt.

Die Kutsche klappert durch die Nacht, folgt den stillen Straßen der schlafenden Stadt. Ich lasse mich gegen das Polster sinken und überlege, wie ich das Blut aus meinem Kleid bekomme, ohne dass Mama und die Dienstmädchen etwas merken.

»Woran denken Sie?«, fragt der Prinz.

»Daran, Euch zu erdolchen«, erwidere ich mit geschlossenen Augen.

»Das ist aber nicht sonderlich höflich.«

»Mich über den Haufen zu fahren, auch nicht.«

»Ich wiederhole: Sie sind gestolpert.«

Hitze flutet über meine Haut und als ich die Augen öffne, sehe ich direkt in die von Prinz Emmett, der sich dicht zu mir vorgebeugt hat. Ich drücke mir immer noch seinen Mantel an die blutende Schläfe und er hebt die Hand und zupft vorsichtig den Wollstoff beiseite. Der Mantel ist klebrig, das Blut bereits halb getrocknet und es zieht an meinen Haaren.

»Autsch!« Ich unterdrücke den Drang, dem Prinzen meinen Ellenbogen in die Rippen zu rammen.

»Halten Sie still«, befiehlt er mir. »Es blutet kaum noch, aber Sie sollten weiter Druck auf die Wunde ausüben.«

Ich salutiere mit meiner freien Hand.

Er mustert mich mit schief gelegtem Kopf, betrachtet mich wieder auf diese irritierende Weise. »Wissen Sie eigentlich, wie hübsch Sie sind?«

Vor Wut steigt mir die Hitze in die Wangen. »Versucht Ihr etwa, mich zu verführen? Ich wusste ja um Euren Ruf, aber dass Ihr derart dreist seid, hätte ich nicht gedacht.«

»Meinen ... meinen Ruf?«

»Wenn mich jemand mit Euch sehen würde, wäre ich ruiniert.«

Seine Augen verengen sich zu Schlitzeln. »Sie wirken nicht eben wie eine junge Frau, die sich um derlei schert.«

Kein Mann wird das je verstehen können. Aber der langsame Tod, den man stirbt, wenn man aus der Gesellschaft verstoßen wird, ist ein Schicksal, das nur wenige Menschen ertragen können.

»Ihr habt keine Ahnung, was für eine Art junge Frau ich bin.«

»Immerhin weiß ich, dass Sie sich mitten in der Nacht aus dem Haus geschlichen haben, um Ihre Schwester zu suchen.«

Die Kutsche bremst ab. Als ich den Vorhang beiseite ziehe, sehe ich dahinter das Stadthaus meiner Familie mit seinen weißen Kalksteinmauern und den hohen Säulen, an denen Gaslampen flackern.

Ich klopfe ans Fenster und bitte den Kutscher, mich auf der Rück-

seite abzusetzen. Wenn ich den Bediensteteneingang im Keller nehme, habe ich bessere Chancen, nicht erwischt zu werden.

»Danke für Eure Hilfe«, sage ich, während mir der Kutscher die Hand reicht, damit ich beim Aussteigen nicht noch einmal stürze.

Prinz Emmett lehnt sich aus der Tür. Er hat sich eine Visitenkarte zwischen die Finger geklemmt, die er mir nun hinhält. »Darf ich Sie wiedersehen? Bitte?«

»Keinesfalls«, erwidere ich.

»Ich bitte Sie inständig, Ihre Entscheidung wenigstens noch einmal zu überdenken.«

Aus reiner Gewohnheit nehme ich die Karte an mich und bin bereits fast bei der Hintertreppe angelangt, als die Stimme des Prinzen noch einmal die Dunkelheit durchdringt. »Den Mantel können Sie gern behalten.«

Ich fahre zu ihm herum. Die Schatten haben ihn schon fast verschluckt, doch sein selbstgefälliges Grinsen kann ich bis hierher erkennen. »Nein, danke. Meine eigenen reichen mir.« Mit diesen Worten schleudere ich den Mantel zurück, er prallt ihm zielgenau gegen die Brust. Nicht grundlos bin ich schon in Kindertagen stolz auf meinen Wurfarm gewesen.

Der Prinz wartet, bis ich im Haus bin. Erst dann setzt sich die Kutsche wieder in Bewegung.

Der Kamin ist ausgekühlt, ganz anders als damals in Mrs. Osbournes Küche, wo die Ziegelsteine rund um den Herd auch nachts noch warm waren. Aber ich bin nicht mehr sechs Jahre alt. Niemand wartet auf mich, um meine Wunden zu versorgen. Und ich habe auch keine Schwester mehr, zu der ich ins Bett klettern könnte.

Ich schleiche die gekalkte Treppe nach oben in mein Schlafzimmer im zweiten Stock, als wäre ich ein Geist, der durchs Haus spukt.

Oben angekommen, schäle ich mich aus meinem blutbefleckten

Kleid und streife gerade meinen warmen Flanellmorgenrock über, als ich Lärm aus dem Foyer höre.

Jemand hämmert gegen die Tür. Einen Moment lang erstarre ich vor Schreck. Was, wenn Prinz Emmett zurückgekommen ist?

Dann höre ich hastige Schritte und einen unterdrückten Aufschrei.

Ich renne los und komme gerade rechtzeitig am Treppengeländer an, um zu sehen, wie, gefolgt von einer Spur dreckiger Fußabdrücke, Lydia in die marmorne Eingangshalle stolpert.



KAPITEL 2

DREI MONATE SPÄTER

Die Ateliertür steht zur Straße hin offen. Es herrscht ein solcher Ansturm, dass die Schneiderei aus allen Nähten platzt. Junge Frauen und ihre Mütter drängen sich so dicht auf dem Gehweg, dass wir nur mit Ellenbogeneinsatz weiterkommen.

Die Näherin hat sich nicht gerade beeilt, die Säume aus dem Kleid meiner Schwester auszulassen, damit es mir passt. In den vergangenen Jahren hat sie nicht genügend an uns verdient, wir gehören also nicht zu dem Teil ihrer Kundschaft, der Sonderbehandlung genießt, und das ist mir wohl bewusst. Ebenso wie meiner Mutter, so sehr sie auch an ihrem ewigen verkniffenen Lächeln festhalten mag.

Ich wünschte, ich hätte an einem anderen Tag herkommen können. Irgendwann, wenn wir uns vor weniger Leuten verstecken müssen. Aber morgen ist der 1. Mai und uns läuft die Zeit davon.

In ganz London herrscht Trubel. Alle Welt kennt nur ein Thema: den Auftakt der Ballsaison – den Tag, an dem sich die Debütantinnen im Palast versammeln, um ihren Handel mit der Königin zu schließen.

Die meisten Menschen, die in England leben, suchen die Königin an irgendeinem beliebigen Sonntag auf. Der Thronsaal steht ihnen das ganze Jahr über jeden Sonntag von Mittag bis Mitternacht offen.

Manche schließen ihren Handel, sobald sie mündig werden, andere warten ab, bis sie einen ausreichend dringlichen Wunsch haben – teilweise sogar bis ins späte Erwachsenenalter.

Bei den Leuten aus den Midlands heißt es, Handel, die am ersten Sonntag des Monats geschlossen werden, wären besonders glückverheißend. Die jungen Mädchen aus Bristol schließen ihren Handel stets mit zwei linken Schuhen an den Füßen. Die Liverpoolsfrauen tragen bei ihrem Palastbesuch ein geflochtenes Halsband aus ihrem eigenen Haar. Grafschaften, Dörfer, Familien – alle haben sie im Verlauf der vergangenen vier Jahrhunderte ihren ganz eigenen Aberglauben entwickelt.

Manche Leute schließen auch niemals einen Handel.

Aber von jungen Frauen wie mir – jungen Frauen mit Titel oder den nötigen finanziellen Mitteln, um sich anderweitig Einfluss zu erkaufen – wird erwartet, dass wir unseren Handel am Tag unseres gesellschaftlichen Debüts schließen. Dem Tag, an dem wir zur offiziellen Ware auf dem Heiratsmarkt werden.

Am Ende ist unser cleveres Feilschen um glänzenderes Haar oder schönere Füße kaum mehr als einer unter vielen Posten auf der Liste der Eigenschaften, die uns zu tauglichen Gattinnen machen und beweisen, was für brave Mädchen wir sind. *Rose Bargains* nennt man sie, Rosenhandel. Weil sie dazu dienen, uns schöner, zerbrechlicher, lieblicher zu machen – zu vollkommenen englischen Rosen.

Die offizielle Einführung der Debütantinnen in die Gesellschaft findet stets am 1. Mai statt. Der Trubel um den Tag, an dem sich die jungen Frauen aus dem Adel in ihren feinsten Roben vor der Königin präsentieren, ist so groß, dass er auf den Namen »Paktparade« getauft wurde.

Die Ladenglocken bimmeln, als wir eintreten, aber das Stimmengewirr im Inneren ist so groß, dass man sie kaum hört.

Die Alton-Schwester senken den Blick, als sie mich näherkom-

men sehen, und die jüngere wendet sich so hastig ab, dass sie über eine Teppichkante stolpert. Unsere Schande ist ansteckend und niemand kann es sich leisten, sich damit zu infizieren. Insbesondere nicht im Augenblick.

Weiter hinten in einer Ecke steht gemeinsam mit ihrer sauertöpfisch dreinblickenden Mutter meine ehemalige beste Freundin Greer Trummer. Nervös schnappe ich bei ihrem Anblick nach Luft und versuche, meine Mutter am Ellenbogen so zu drehen, dass sie die beiden nicht bemerkt. Aber es ist zu spät.

Mit einem strahlenden Lächeln winkt meine Mutter ihnen über die Menge hinweg zu. »Lady Trummer! Greer! Wie schön, Sie hier zu sehen!«

Die Schamesröte brennt mir in den Wangen, als sich sämtliche Anwesenden zu uns umdrehen. Verachtung und Mitleid stehen ihnen in die Gesichter geschrieben.

»Hast du diese Bänder hier schon gesehen, Mama?«, frage ich sie in der Hoffnung, ihre Aufmerksamkeit auf den Ständer voller Spitze und Seide zu fokussieren. Doch so leicht lässt sie sich nicht ablenken.

Greers Mutter hat sich bereits abgewandt, als hätte sie Mama nicht gehört. Greer wirft mir ein verlegenes Lächeln zu, geht aber nicht so weit, zurückzuwinken.

Meine Mutter läuft unerschrocken quer durch den Laden und schiebt dabei bestimmt ein Dutzend Kundinnen beiseite.

»Bitte, Mama. Die zwei haben zu tun«, protestiere ich, aber sie achtet nicht auf mich.

»Greer, meine Liebe! Ivy hat mir erzählt, wie nervös du wegen des morgigen Tages bist. Du wirst dein Debüt sicher fabelhaft meistern! Ich hoffe, bei eurem gemeinsamen Spaziergang im Park heute Vormittag hast du dich ein wenig beruhigen können.«

Zum ersten Mal seit Monaten sieht Greer mich direkt an. Sie hat mich beim Lügen ertappt und in ihren blauen Augen flackert ein

Ausdruck auf, den ich nicht zu deuten vermag. »Unser Spaziergang im Park?« Sie klingt verwirrt. Was auch sonst?

Lügen wie diese erzähle ich schon seit Monaten. In Wahrheit sitze ich allein in den Stallungen oder schleiche mit tief ins Gesicht gezogener Kapuze durch die Nachbarschaft. Jede Ausrede ist mir recht, Hauptsache, ich kann dem erstickenden Elend entkommen, das unser Haus erfüllt. Vor meiner Mutter behaupte ich, mich mit Greer zu treffen. Als wäre sie auch nur einen Deut besser als die anderen. Sie hat mich beim ersten Anflug des möglichen Skandals ebenso hastig fallen lassen wie der Rest.

Innerlich wappne ich mich bereits dafür, dass Greer mich verrät. Sie blinzelt ein paarmal, dann sieht sie wieder zu meiner Mutter. »O ja, unser Spaziergang im Park. Danke, Lady Benton«, sagt sie sanft. »Ivy ist so eine gute Freundin. Stets findet sie die richtigen Worte, um mich aufzumuntern.« Ihr Blick wandert zurück zu mir. Früher ist es uns mühelos gelungen, ohne Worte zu kommunizieren. Aber was jetzt gerade in ihr vorgeht, könnte ich beim besten Willen nicht sagen. Das Band zwischen uns ist durchtrennt.

»Verzeihung, aber Mama ruft nach mir.« Lady Trummer hat zwar kein Wort von sich gegeben, aber weder meine Mutter noch ich sprechen diesen Gedanken laut aus. Als Greer davongeht, atme ich erleichtert auf.

Die Schneiderin winkt mich zu sich und ich steige auf das kleine Podest vor dem Dreifachspiegel, wo die letzten Korrekturen an meinem Kleid vorgenommen werden. Ich tue so, als würde ich das Getuschel der anderen Mütter und Töchter im Atelier nicht hören: »Sie rechnet ja wohl hoffentlich nicht damit, während dieser Saison irgendwelche Einladungen zu erhalten ...«

Als die Schneiderin fertig ist, kämpft sich Mama zum Tresen vor und bezahlt mit einem Bündel Banknoten, bei dessen bloßem Anblick ich Schuldgefühle bekomme.

Wir kehren nach Hause zurück, ohne über das Geflüster zu reden. Als könnten wir das Unglück, das über unsere Familie gekommen ist, ungeschehen machen, indem wir uns weigern, darüber zu sprechen.

Dass Lydia ihr gesellschaftliches Debüt gegeben und ihren Handel mit der Königin geschlossen hat, ist jetzt zwei Jahre her.

Als sie an jenem Tag in ihrem flatternden weißen Kleid nach Hause zurückkehrte, hatte sie einen verwirrten Ausdruck im Gesicht und keinerlei Erinnerung daran, was im Thronsaal geschehen war. Welchen Wunsch ihr die Königin auch gewährt hatte – offenbar hatte Lydia dafür ihre Erinnerungen hergegeben. In den zwei Jahren, die seitdem verstrichen sind, haben wir nicht herausfinden können, um was für eine Gabe es sich gehandelt haben mag. Lydia ist unverändert schön wie früher und sie besitzt auch keinerlei neue Talente oder Fähigkeiten. Alles, was sie durch ihren Handel gewonnen hat, ist ein Gedächtnis, so löchrig wie ein Schweizer Käse, und eine gescheiterte Saison, die ohne Antrag endete.

Dass sie einen geheimen Handel geschlossen und keinen Verlobten gefunden hat, war an sich schon Blamage genug, um Schande über sich und uns alle zu bringen. Ich kann nicht zählen, wie oft meine Mutter in den vergangenen zwei Jahren wiederholt hat, ich sei die einzige Hoffnung der Familie Benton. Doch meine ohnehin schon geringen Chancen darauf, je einen Antrag zu ergattern, lösten sich vollends in Luft auf, als Lydias Verschwinden ans Licht kam.

Die Nachricht, dass sie vermisst wurde, erreichte die marmornen Hallen von Londons besserer Gesellschaft, noch ehe die Sonne im Zenit stand. Am selben Vormittag erschien jede einzelne Dame von Rang und Namen aus der Nachbarschaft mit besorgter Miene und einem Korb voll Gebäck vor unserer Haustür. Die Meute hatte Blut geleckt.

Eben jene Damen waren es auch, die später die Nachricht von Lydias schandvoller Rückkehr herumreichten wie Petit Fours bei einer

Teegesellschaft. Wirklich interessant wird der gute Ruf doch immer erst dann, wenn ihn jemand verliert.

Als ich nach unserem Besuch bei der Schneiderin das Foyer unseres Hauses betrete, muss ich unweigerlich an die Nacht ihrer Rückkehr denken. Manchmal habe ich das Gefühl, bis heute in jenem Augenblick gefangen zu sein.

Es war ein Constable, der die von Kopf bis Fuß in Dreck gehüllte Lydia nach Hause brachte, wo er sie mit einem höhnischen Lächeln am Ellenbogen durch die Tür schob. »Und ich dachte, dies wäre eine respektable Familie.«

Ich stand oben am Treppenabsatz, als Mrs. Tuttle durchs ganze Haus rief, dass Lydia zurückgekehrt sei. Mama kam weinend im Morgenrock aus ihrem Schlafzimmer gehastet und Vater musste sie auffangen, als ihr mitten auf der Treppe die Knie nachgaben. Ich rannte an ihnen vorbei zu meiner Schwester. Meiner geliebten großen Schwester, um die ich geweint und gefürchtet hatte. Für die ich mich aus dem Haus geschlichen hatte, um sie zu suchen.

Ich umschloss ihr Gesicht mit den Händen. Ihre Haut war so kalt und klamm, als wäre sie von Morgentau benetzt.

Lydia starrte nur reglos und stumm ins Nichts. Geistergleich, als wäre sie gar nicht richtig da. Dann brach sie in meinen Armen zusammen.

Papa und Mrs. Tuttle trugen sie nach oben in ihr Zimmer. Aber ich war es, die sie badete, ihr ein sauberes Nachthemd überzog und sie ins Bett brachte.

Ich war es, der als Erster auffiel, dass ihre Fußsohlen so blutverkrustet waren, als hätte sie ihre Schuhe vor langer Zeit verloren.

Und ich war es, zu der sie ihre ersten Worte seit ihrer Rückkehr sprach.

Mit bleichen Lippen lag sie in einem Schwebestand nahe der Bewusstlosigkeit auf dem Bett. Dann erwachte sie einen kostbaren

Moment lang und sah mir in die Augen. Als wäre sie erst da wieder vollständig in ihren Körper zurückgekehrt.

»Das war es nicht wert«, flüsterte sie heiser.

»Was war was nicht wert?«, gab ich erstickt zurück.

Die Kerze neben ihrem Bett flackerte. »Der Handel.« Sie musterte mich eindringlich aus großen Augen. Als würde sie darum flehen, dass ich ihr genau zuhörte. »*Das war es nicht wert.*«

Danach schlief sie drei Tage lang durch, und ich hielt die ganze Zeit über an ihrem Bett Wache. Meine Erleichterung über ihre Rückkehr und das Entsetzen über den Zustand, in dem sie sich befand, vermengten sich zu einem Gefühl, für das ich bis heute keinen Namen gefunden habe.

Als sie nach ihrem langen Schlaf erwachte, keimte in mir die Hoffnung auf, sie würde wieder sie selbst werden und eine glaubwürdige Erklärung für ihr Verschwinden liefern. Aber sie hatte nichts zu bieten außer einer fadenscheinigen Geschichte darüber, mit einem Liebhaber davongelaufen zu sein, bei dem es sich angeblich um irgendeinen Drucker aus der Unterschicht handelte. Sie behauptete, es wäre alles für eine heimliche Hochzeit arrangiert gewesen, aber dann wären sie auf der Straße überfallen worden, und der Bräutigam hätte dabei sein Leben gelassen. Von dort aus hätte sie sich einsam und allein zurück nach London durchgeschlagen.

Ich strich ihr sanft den Pony aus der verschwitzten Stirn. »Warum belügst du mich?«

Wir logen nicht. Jedenfalls nicht voreinander.

Doch sie starrte nur wortlos gegen die Wand. In diesem Augenblick starb etwas in mir.

Mama und Papa verbreiteten Lydias Erklärung mit grimmiger Entschlossenheit in der ganzen Stadt. Niemand glaubte sie, auch wir nicht, und es handelte sich wahrlich um keine salonfähige Geschichte. Aber sie war immer noch weniger anrühlich als *nichts*.

Doch Londons Klatschmäuler haben zu viel Zeit, und es dauerte nicht lange, bis herauskam, dass in Gretna Green, dem kleinen Dorf an der schottischen Grenze, in dem Minderjährige ohne Einwilligung der Eltern heiraten können, niemals ein Antrag auf Eheschließung eingereicht worden war, der den Namen Lydia Benton trug.

Der Skandal hat uns zu Ausgestoßenen gemacht.

Meine Einladung zur Paktparade habe ich einzig der Tatsache zu verdanken, dass mein Vater ein Marquis ist. Aber so wenig meine Mutter es auch wahrhaben will – ich weiß genau, dass es die erste und einzige Einladung für diese Ballsaison bleiben wird. Mein gesellschaftliches Debüt wird vorbei sein, kaum dass es begonnen hat.

Ich laufe nach oben, um mich fürs Abendessen umzukleiden. Als ich an Lydias Zimmertür vorbeikomme, zögere ich kurz. Ich weiß es inzwischen eigentlich besser, aber ich kann nicht anders, als den Knauf zu drehen und einzutreten.

Lydia verbringt den Großteil ihrer Zeit in ihrem abgedunkelten Zimmer. Zur »Genesung«, wie sich alle Beteiligten gegenseitig versichern. Sie schlägt die Zeit tot und isst aufgeschnittenes Obst, das ihr auf Silbertablets gebracht wird, wenn sie die Glocke läutet. Es ist das Einzige, was sie zu sich nimmt: bergeweise Orangen, Ananas aus dem Gewächshaus und Wassermelone. Als wäre sie am Verhungern und nichts sonst könnte sie sättigen.

Einmal habe ich mitbekommen, wie unsere Haushälterin Mrs. Tuttle sich bei unserem Koch Mr. Froborg beschwerte, unsere Eltern hätten uns zu sehr verhätschelt. Und recht hatte sie: Ich war verweichlicht. Allein schon, weil ich bis zu dem Moment, in dem meine Schwester verschwand, aufrichtig davon überzeugt gewesen war, die Welt sei ein freundlicher Ort, der nur Gutes für mich bereithielte.

Die Vorhänge in Lydias Zimmer sind zugezogen und unter ihrer Bettdecke zeichnet sich ihr Körper nur als grober Umriss ab. Ihre blonden Haare sind kaum zu erkennen.

Ich setze mich auf die Bettkante und lege ihr die Hand auf den Rücken. »Lydia? Morgen ist die Paktparade.«

Sie dreht sich zwar nicht zu mir um, aber an der Art und Weise, wie sich ihre Schultern heben und senken, erkenne ich, dass sie wach ist. Kurz stockt ihr der Atem. Dann sagt sie: »Ach so?«

»Machst du mir die Haare? So wie früher immer? Weißt du noch, wie du einmal Mamas Kette benutzt hast, um ...«

Nun dreht sie sich doch um und unterbricht mich. »Ich fürchte, ich habe vergessen, wie das geht. Du solltest diese Aufgabe besser Mrs. Tuttle überlassen.«

Sie fährt sich mit der Hand übers Gesicht. Ich kann nicht einschätzen, ob sie gerade aufgehört hat zu weinen oder kurz davor ist anzufangen. Aber ihre Augen sind rotgerändert. »Machst du beim Hinausgehen bitte die Tür hinter dir zu?«

Ich lasse sie in der Dunkelheit zurück.

Warum gebe ich ihr immer wieder aufs Neue die Möglichkeit, mir das Herz zu brechen?

Sie hat mir jede Chance genommen, einen Ehemann zu finden. Keine Familie von Rang und Namen würde zulassen, dass ihr Sohn so tief sinkt, eine Benton zu heiraten. Schließlich verfügen wir weder über eine nennenswerte Mitgift noch über einen ehrbaren Ruf.

Die Wahrheit lautet, ich hasse Lydia mehr als irgendjemanden sonst auf dieser Welt.

Sengende Wut flammt durch meine Brust und es kostet mich einige Mühe, dem Drang zu widerstehen, ihre Zimmertür wieder aufzureißen und Lydia so lange zu schütteln, bis sie endlich eine vernünftige Erklärung für das alles ausspuckt.

Aber kaum bin ich in meinem eigenen Zimmer angelangt, vermisse ich sie auch schon wieder. Sie fehlt mir so sehr.

Weil ich Lydia gleichzeitig mehr *liebe* als irgendjemanden sonst auf der Welt.

Nur fällt es mir leichter, sie zu lieben, wenn ich sie nicht vor mir habe. Ich mag sie so viel mehr, wenn sie nicht da ist.



Mein Vater geht gleich nach dem Abendessen zu Bett. Er erträgt es nicht, wie nervös ich mit dem Fuß wippe und wie gezwungen Mamas Fröhlichkeit wirkt.

Und so sitze ich am Ende allein mit Mama in unserem Salon. Draußen liegt der Belgrave Square einsam und verlassen da, drinnen umhüllt uns ein Kokon aus vertrauten Geräuschen. Da ist das Ticken der Standuhr, das Knistern des Feuers, das unablässige Kratzen des Federhalters, mit dem meine Mutter ihre Bücher füllt. Das hat sie schon lange vor meiner Geburt getan: Jeder einzelne Gedanke, der ihr im Lauf des Tages in den Sinn kommt, findet abends seinen Platz in ihrem Journal. Die Bücher liegen im ganzen Haus verteilt, quellen aus Regalen und stapeln sich neben abgewetzten Lehnstühlen.

Auch ich sitze an meiner Korrespondenz. Ich schulde Ethel noch einen Brief. Sie ist eine entfernte Verwandte von Papa und inzwischen über achtzig. Ihr Haus in Bradford verlässt sie zwar nur noch selten, aber durch unsere Briefe tauschen wir uns bereits seit Jahren über unser gemeinsames Interesse aus: die Fae.

Ich war zwölf, als mir Lydia und Greer verkündeten, Magie sei etwas für kleine Mädchen, ausschließlich Mitglieder der Unterschicht würden die Königin derart verehren und sie würden in Zukunft kein Wort mehr über die *Anderen* von mir hören wollen.

Sie hatten ja recht. Teilweise zumindest. Es sind tatsächlich die Leute aus dem gemeinen Volk – Leute vom Land –, die sich spitze Ohren aufsetzen, um am Jahrestag der Ankunft von Königin Moryen in England den Queen's Day zu feiern. Sie sind es, die das Gesicht der Königin in die alten Kapellen malen und in ihrem Namen Monumente

errichten. Für eine junge Frau von meinem Stand dagegen ziemt es sich nicht, sich für die Fae zu interessieren.

Der Londoner Adel redet sich ein, wir wären der Königin nahezu ebenbürtig, doch in Wahrheit sind wir weit davon entfernt. Ich glaube, sie hat dafür gesorgt, dass wir die Traditionen des alten Englands, das noch von Menschen regiert wurde, beibehalten, um uns in dem Glauben zu wiegen, uns sei ein wenig Macht geblieben. Das beste Beispiel ist die Debütantinnenparade: Eine unsterbliche Königin lässt der gehobenen Gesellschaft Englands ihre kleinen Rituale wie eine nachsichtige Mutter, die ihrem weinenden Kind zum Trost ein Spielzeug reicht.

Dieser Art sind die Gedanken, die ich mit Ethel austausche.

Nachdem mich Lydia und Greer abgewiesen hatten, blieb mir nur meine Brieffreundschaft mit Ethel. Inzwischen schreiben wir einander nicht mehr so häufig wie früher, aber es ist mir wichtig, mich zu versichern, dass es ihr gut geht. Sie war die Einzige, der ich von meiner Theorie erzählt habe, dass Lydia durch ein Feenportal gefallen ist. Ich wusste, dass mich jeder sonst auslachen würde. Nicht so Ethel.

»Was glaubst du, was sich die anderen Mädchen dieses Jahr wünschen werden?«, fragt Mama so beiläufig, als wäre ihr die Frage gerade erst in den Sinn gekommen. Dabei wirft sie mir schon seit einer Stunde über den Rand ihres Journals hinweg immer wieder nervöse Blicke zu. »Die Tochter der Itos hat so ein hübsches Gesicht. Und mehr Geld, als sie ausgeben kann. Vielleicht bittet sie ja darum, besser Klavier spielen zu können. Ihre Darbietung bei diesem Konzert zur Sommersonnenwende im vergangenen Jahr war nicht unbedingt beeindruckend.«

»M-hm.« Ich nicke zurückhaltend und trinke einen Schluck Tee.

»Greer wird sicherlich darum bitten, ein paar Zentimeter größer zu werden. Der Preis dafür war noch nie sonderlich hoch. Kennst du die Duchess von Gloucester? Sie hat im selben Jahr ihr Debüt gegeben

wie ich und um drei Zoll längere Beine gebeten. Es hat sie beide großen Zehen gekostet. Aber immerhin hat sie dadurch einen Duke ergattert.«

Gedankenverloren streicht meine Mutter mit dem Daumen über den Stumpf ihres linken kleinen Fingers, der am oberen Gelenk endet. Den Teil darüber hat sie gegen ein besseres Gedächtnis eingetauscht. Sie hatte eine solche Angst davor, im Trubel ihrer ersten Ballsaison mit den Namen und Gesichtern durcheinanderzugeraten und sich dadurch den Ruf einzuhandeln, schlechte Manieren zu haben. Seitdem erinnert sie sich an jedes noch so kleine Detail. Mein Vater sagt immer, er habe sich genau deshalb in sie verliebt – da sie keine Einzelheit ihrer vergangenen Gespräche mit ihm vergessen habe. Weil sie ihm dadurch das Gefühl gegeben hatte, wirklich wahrgenommen zu werden.

Meine Mutter erinnert sich an jede einzelne Person, der sie während ihrer Debütsaison begegnet ist. An jedes Gesicht, jeden Titel, das dazugehörige Anwesen samt Adresse. Wie ein wandelndes Lexikon. Doch all diese Leute reden nun nicht mehr mit ihr. Sie haben sie vergessen – während diese Gnade meiner Mutter für immer verwehrt bleiben wird. Deswegen schreibt sie in ihre Journale. Sie hofft, wenigstens einen Ansatz von innerem Frieden zu erlangen, indem sie den Inhalt ihres überfüllten Gehirns zu Papier bringt. Es macht nicht den Eindruck, als würde es helfen.

Sie trinkt ein Schlückchen Portwein und schnalzt missbilligend mit der Zunge. Ich mag es nicht, wie sie mich ansieht. Manchmal befürchte ich, sie könnte mich so einfach durchschauen, als wäre ich aus Glas, und all das in mir entdecken, was ich vor ihr verberge. Das ist das Problem mit einer Mutter, die niemals etwas vergisst: Es ist nahezu unmöglich, sie anzulügen.

»Als deine Mutter finde ich dich selbstverständlich hinreißend, so, wie du bist – aber hast du dich bereits entschieden, was für einen Handel du schließen willst?«

Und so beginnt er erneut: unser ewiger Tanz, mit dem wir das Thema Lydia umgehen. Ihre ausgebliebene Hochzeit, den Handel, an den sie sich nicht erinnern kann. Ich beherrsche die Schritte inzwischen mindestens so gut wie die Quadrille aus dem Cotillion-Unterricht.

Eigentlich hätte das niemals meine Aufgabe sein sollen. Mein Vater hat früher stets im Scherz gesagt, sie sei die Erbin, ich die Reserve. Lydia war die große Hoffnung der Bentons, und die vorteilhafte Verbindung, die sie eines Tages eingehen würde, war ausgemachte Sache. Meine einzige Aufgabe bestand darin, ihr nicht in die Quere zu kommen und keine Löcher in meinen Kleidern zu hinterlassen, wenn ich mir die Knie aufschlug.

»Nein, noch nicht.« Ich gähne übertrieben, um meine baldige Flucht in mein Zimmer vorzubereiten.

Aber Mama mustert mich weiter scharf. »Ich finde, glatteres Haar könnte dir stehen. Oder wie wäre es mit einem eleganten Talent? Aquarellmalerei zum Beispiel? Oder Cello?«

»Hm, ja, vielleicht.« Unsere kleine Theateraufführung macht mich so traurig, dass mir die Tränen in die Augen schießen. Mama weiß doch so gut wie ich, dass ich die beste Aquarellmalerin der Welt sein könnte und dennoch keinen Antrag erhalten würde.

»Denk doch wenigstens darüber nach, Liebes, ja? Dir bleibt nicht mehr viel Zeit, und nichts könnte schlimmer sein als eine impulsive Entscheidung.«

Ich erhebe mich von dem seidenbezogenen Kanapee und gehe zu meiner Mutter, um ihr einen Kuss auf die Stirn zu drücken. »Aber natürlich, Mama.«

»Liebes?«, fragt sie, und ich bleibe an der Tür noch einmal stehen.

»Diese Familie kann sich keinen weiteren Fehltritt erlauben. Wir ...« Sie schluckt schwer. »Wenn sich nichts ändert, verlieren wir innerhalb des kommenden Jahres dieses Haus.«

Ich erstarre. Dass es schlecht um uns steht, war mir bewusst. Aber das wahre Ausmaß unserer finanziellen Schieflage ist mir neu.

Erst, als ich in meinem Zimmer angelangt bin, lasse ich den Tränen freien Lauf.

Die Kohlen glühen orangerot im Kamin und tauchen den Raum in lange, dunkle Schatten. Mein Blick fällt auf die Einladung zur Paktparade, die auf meinem Nachttisch steht. Die goldgeprägten Buchstaben scheinen im Schummerlicht auf dem edlen blassblauen Papier zu tanzen.

Ein letztes Mal schreibe ich die Worte nieder, die ich zur Königin sagen will, um sie erneut zu verinnerlichen. Bis zur Parade will ich sie im Schlaf beherrschen. Dann werfe ich das Papier ins Feuer.



Obwohl ich unruhig geschlafen habe, erwache ich beim ersten Vogelzwitschern. Hinter dem Fenster schimmert der Himmel über London in ausgewaschenem Blau, als wäre es irgendein beliebiger sonniger Frühlingmorgen. Und doch ist dieser Tag einzigartig. Denn die Gewissheit, dass mein Leben nach heute niemals wieder das alte sein wird, erfüllt mich bis in die Zehenspitzen.

Lydias Worte gehen mir durch den Kopf. *Das war es nicht wert. Der Handel. Das war es nicht wert.*

Aber ich bin nicht meine Schwester.

Ich werde schon dafür zu sorgen wissen, dass sich mein Handel lohnt.

Wenn man sich auf einen Handel mit einer Fae einlässt, muss man bereit sein, den Preis zu zahlen. Aber ausnahmsweise ist die unglückliche Lage der Bentons für mich von Vorteil. Denn ich habe nichts zu verlieren.



WELCHEN PREIS BIST DU BEREIT ZU ZAHLEN?

London 1848: Zu Beginn der Heiratssaison stehen die jungen Adligen Schlange vor dem Thron von Fae-Königin Moryen. Denn ein mit ihr geschlossener Rose Bargain verheißt Schönheit und Reichtum – für einen Preis. Ivy Benton hat nur einen Grund, sich auf den gefährlichen Handel einzulassen: Sie will ihre in Ungnade gefallene Familie vor dem Ruin retten. Doch dann verkündet Kronprinz Bram, in dieser Saison seine Braut zu wählen. Schnell wird aus dem Wettstreit um die Hand des Fae-Prinzen tödlicher Ernst. Und Ivy darf auf keinen Fall Brams rebellischem Bruder Prinz Emmett zu nahekommen, wenn sie ihr Herz – und ihren Kopf – behalten will.

Hinreißende Dark-Fairytale-Romantasy

ravensburger.com

58693 • 5 4 3 2 1



9 783473 586936